

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 37

Artikel: Die Liebe der Jeanne Duprez [Fortsetzung]
Autor: Zimmermann, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE LIEBE DER JEANNE DUPREZ

EINE ERZÄHLUNG AUS DER BOURBAKIZEIT VON ARTHUR ZIMMERMANN

2. Fortsetzung

Und nun begann das Schicksal langsam, aber zielbewusst seine Fäden zu knüpfen und jene tragischen Verwicklungen vorzubereiten, von denen sich damals noch niemand eine Vorstellung machen konnte.

Die Dinge liessen sich vorzüglich an für Frau Duprez.

Durch die Vermittlung Vater Gerwers erhielt sie eine gut bezahlte Anstellung auf dem Interniertenbüro, wo man ihre Dienste als Dolmetscherin und Korrespondentin bald sehr zu schätzen wusste. Die Stelle sagte ihr um so mehr zu, als sie ihren Landsleuten manchen guten Dienst zu erweisen Gelegenheit hatte und so gewissermassen in patriotischem Sinne als Französin helfen und wirken konnte. Als Ende März die Internierten, die sich während ihres acht- bis zehnwöchigen Aufenthaltes recht eingewöhnt hatten, früher als sie erwartet nach Frankreich befördert wurden, übermannte sie doch beinahe das Heimweh nach dem alten Vaterland. Und als sie am Ostausgang des Städtchens von einer Gartenterrasse aus dem Auszug ihrer Landsleute beobachtete und auf der Landstrasse gegen Regelstadt hin den langen Zug an einer Strassenbiegung verschwinden sah, stiegen ihr die hellen Tränen in die Augen. Es war ein Glück, dass sich durch die Vermittlung der Frau Gerwer allmählich immer mehr Kundschaft einstellte und derart die Arbeit das Ueberwinden und das Vergessen brachte, das sie sonst wohl noch lange nicht gefunden hätte.

So stieg denn mit wachsender Arbeitslast und -lust und dem dadurch sichtlich in die Erscheinung tretenden materiellen Gewinn ihre Lebensfreude wieder, und die Erkenntnis, dass man ihr wohlwollte und sie bald schätzte und liebte, trug das ihre dazu bei, sie im Laufe weniger Monate mit der einheimischen Bevölkerung verwachsen und das Gefühl in ihr aufkommen zu lassen, als ob sie schon Jahre lang hier gewohnt hätte.

Auch ihrem Töchterchen Jeanne erging es gleich. An der hatten die Leute schon ganz den Narren gefressen und verwöhnten sie auf alle Art und Weise. Die Männerwelt des Städtchens, insbesondere die alten Herren unter den Honoratioren, schmunzelten, wenn sie an ihnen vorüberging und sich dabei so unbewusst kokett in den Hüften wiegte, wie es ihre Art war. Mancher griff ihr unters Kinn und nahm, so lange das Mädchen nicht deutsch verstand, die alten, lange verrosteten Brocken seines Französisch aus dem Reliquenschrein der Schulkenntnisse oder der Lehr- und Wanderjahre hervor, um ihr ein liebes oder neckisches Wort zu sagen, das sie stets mit einem graziösen Lächeln quittierte. Sie war noch zu jung und unschuldig, um sich irgend etwas dabei zu denken und sich aus den vielen, durchaus wohlverdienten Komplimenten ihrer ältern Lehrer etwas zu machen. Am wohlsten aber fühlte sie sich in der Gesellschaft ihres neuen Hausgenossen, des jungen Franz Gerwer, mit dem sie wie eine Schwester aufwuchs und dem sie sich sehr bald aufs herzlichste anschloss.

Seit die beiden Duprez bei Gerwers Wohnung genommen hatten, war eine auffallende und fast seltsam zu nennende Veränderung mit dem Knaben vorgegangen.

Schon von Anfang an, da Jeanne bei seinen Eltern wohnte, also zur Zeit, da er noch das letzte Jahr in die

Schule ging, hatte er sich langsam von seinen Altersgenossen zurückgezogen, war ihren Spielen allmählich fern geblieben, so laut und unternehmungslustig er sich sonst früher daran beteiligt hatte, und war ein träumerischer Mensch geworden. Er hatte wohl immer eine Anlage dazu gehabt, doch war diese bislang nur zeitweise hervorgetreten und im Handumdrehen wieder verschwunden. Jetzt aber wurde dieser Zustand anhaltend, so dass Franz oft in der Schule von seinen Kameraden deswegen geneckt wurde. Er machte sich aber nichts daraus und hatte jeweils nur ein vielsagendes Lächeln, das zu bedeuten schien: ‚Was versteht denn ihr von meinem Innern — lasst mich doch, ich entbehre nichts und komme schon auf meine Rechnung.‘

Am liebsten sass er nach der Schulzeit oben im Giebelzimmer der Duprez hinter dem Tisch und suchte, während Frau Duprez am Fenster nähte, mit seiner neuen Lebensgefährtin ein Sprachverständnis anzubahnen, das trotz seiner primitiven, aber doch unbewusst richtigen Methode bald die besten Erfolge zeitigte. Die beiden legten sich ein deutsch-französisches Wörterbuch an, derart, dass Franz jeden einzelnen Gegenstand im Zimmer mit dem Finger betupfte, ihn deutsch bezeichnete, während Jeanne den französischen Ausdruck dafür nannte. Alles das wurde sorgfältig aufgeschrieben, wobei Franz die deutschen, Jeanne die französischen Bezeichnungen in das Heft eintrug.

Nach kurzer Zeit waren sie bei ihrer jugendlichen Aufnahme-fähigkeit so weit, dass sie sich recht ordentlich, für ihre Zwecke jedenfalls in ganz genügender Art und Weise, verständlich machen konnten.

Als sie mit ihren gegenseitigen Sprachstunden einmal so weit gekommen waren, begannen sie, ihren Sprachschatz im Freien zu erweitern. Das hatte zwei schöne Folgen: Einmal, dass die beiden Lernenden ihren Wortreichtum in wachsendem Masse vergrösserten und dann, dass Jeanne auf diese Weise ihre neue Heimat so gründlich kennen und lieben lernte, wie es wohl sonst nicht der Fall gewesen wäre.

Auf hundert Kreuz- und Querfahrten führte Franz seine Freundin in alle Intimitäten Reussburgs ein. Er geleitete sie durch das Wirrsal der Gassen und Gässlein des alten Stadtnestes, tauchte mit ihr in die idyllischen Reize der Terrassengärten, die sich zum Reussufer herabsenkten, und stieg mit ihr ins dunkle Gemäuer der Hexentürme, um durch die schmalen, tiefeingeschnittenen Mauerlücken hinabzublicken auf das grüne Wellengewoge des Stromes, das ihre dicken Mauerleiber umbrandete. Sie kletterten auf steilen Leiterstiegen, an glattgescheuerten Seilen sich anklammernd, empor in die Glockentuben des obren Torturmes und der Pfarrkirche und schauten aus den Schnabeltürmchen oder den weiten Schall-Lucken hinunter auf das Gewirr der Giebel-dächer der Häuser.

Ihre Seelen verschwisterten sich derart immer enger und die Zeit floss ihnen dahin, wie die Wellen des Flusses, der singend und brausend und doch so ruhsam die Mauern ihrer Heimat umströmte.

Gerwer war restlos glücklich und seine brüderliche Hinnigung zu Jeanne wuchs sich allmählich zu einem grossen, starken Gefühl aus, das ihn manchmal seltsam warm durch-

flutete und das er als etwas Wunderbares empfand, dem er aber damals noch keinen Namen zu geben wusste.

Dieses Traumleben wurde nur dadurch getrübt, dass sich ganz unauffällig und langsam, aber hartnäckig und zielbewusst auch Anton Zumstein in sein Verhältnis zu Jeanne hineinzudrängen anfang.

Auch bei ihm machte sich im Verlauf der Zeit eine ähnliche Veränderung geltend wie bei Gerwer, nur nicht in gleich starkem Masse.

Bald nachdem sich Fränz von den gewohnten Knabenspielen zurückgezogen hatte, fand sich Zumstein häufiger als früher vor dem Gerwer'schen Hause ein und konnte dort mit nennenswerter Ausdauer, halbstundenlang auf der Bank sitzend, warten, bis die beiden Hausgenossen heraustraten, um eine ihrer gewohnten Streifereien anzutreten.

Die ersten Male war Gerwer, der in Zumsteins Anwesenheit etwas für ihn Hemmendes und Nachteiliges witterte, kurz über das burschikose „Salü!“ des Kameraden hinweggegangen, hatte Jeanne mit sich gezogen und war mit ihr davongeeilt, bevor Zumstein ein Gespräch anknüpfen konnte und ohne dass er vorerst den Mut fand, den beiden zu folgen. Aber er kam wieder und verfolgte seine Anschlussversuche mit zähester Beharrlichkeit. Er legte das nächste Mal den Kameraden sofort derart mit Beschlag, dass dieser nicht ausweichen konnte und Red und Antwort stehen musste. Mit dieser Taktik liess er in der Folge nicht mehr locker, bis er einmal den Erfolg hatte, dass Jeanne ihn fragte: „Kommen Sie vielleicht mit?“ Sie tat es nur, um nicht durch das belanglose Gespräch der beiden Schulgenossen an dem ihr lieb und unentbehrlich gewordenen Spaziergang verhindert zu werden.

Er schloss sich denn auch wirklich sofort an und gab sich alle Mühe, sich so angenehm als möglich zu machen. Aber während ihm dies gegenüber Jeanne zum Teil auch gelang, schien Gerwer durch seine Anwesenheit bedrückt und geniert und drängte an diesem Tage früher als gewöhnlich nach Hause, obschon Jeanne eigentlich keinen Grund finden konnte, der dieses Verhalten ihres Freundes hätte rechtfertigen können. Sie fragte ihn deshalb auch, sobald sie allein waren, ob er etwas gegen Zumstein habe und ob er diesen nicht leiden könne? Aber Franz verneinte und meinte bloss, er fände es eben schöner mit ihr allein.

Gegen dieses schmeichelhafte Argument war nicht aufzukommen und zum Dank dafür suchte Jeanne in den nächsten Tagen mit echt weiblicher Schlaueit es so einzurichten, dass Zumstein zu spät kam und die andern verfehlte. Auf diesen Ausgängen war dann Gerwer wieder so glücklich, so voller Einfälle und so bemüht um Jeanne, dass diese über ihre Eingebung recht zufrieden war. Zumstein aber, der auch nicht auf den Kopf gefallen war, merkte die Absicht bald und suchte sie auf schlaue Art und Weise zu durchkreuzen. Es gelang ihm in der Folge, das Paar jeweils doch schon vor dem Hause abzufangen oder recht spürnasig irgendwo draussen zu treffen und sich ihm auf eine so diplomatische Weise anzuschliessen, dass nicht dagegen aufzukommen war. Er benahm sich dabei auch immer so korrekt, dass Jeanne sich mit der Zeit an seine Anwesenheit gewöhnte und Gerwer selber nie den oft gewünschten und

herbeigesehten Anlass fand, sich mit dem Eindringling auseinanderzusetzen, den er heimlich zu allen Teufeln wünschte.

Dieses ständige, systematische, unendlich kluge und einwandfreie Hineintappen Zumsteins in seine, wie er meinte, ureigentümliche und persönliche Angelegenheit, machte Gerwer auf die Länge nervös, ja brachte ihn mit der Zeit in eine bewusst feindliche Stellung zu dem Rivalen, die vorläufig bloss deswegen noch nicht zu offenem Ausbruch kam, weil Jeanne Franz doch offenkundig dadurch eine Ausnahmestellung einräumte, dass sie ihm das vertrauliche „Du“ gab, während sie Zumstein stets mit dem eine gewisse Schranke aufrichtenden „Sie“ anredete.

Jeanne ihrerseits amüsierte sich innerlich nicht wenig über ihre beiden Gefährten. Sie fühlte sehr bald in erwachender Weiblichkeit heraus, dass beide ihr den Hof machten, was ihr naturgemäss schmeichelte und sie im Verlaufe der Zeit zum Nachdenken und Vergleichen veranlasste. Und sie prüfte eingehend und ernsthaft, regte sich in ihrem Herzen doch jetzt schon wie eine geheime Ahnung, dass sie vielleicht einmal, früher oder später, zwischen den beiden heranwachsenden Männern wählen müsste und sich ihr künftiges Leben durch den einen oder den andern in entscheidendem Sinne gestalten würde.

Aber obwohl sie sich im Grunde genommen in der Tiefe ihrer Seele mehr zu Franz hingezogen fühlte, tat ihr doch auch das stille Werben Zumsteins wohl.

An Gerwer schätzte sie die absolute Zuverlässigkeit, seine liebevolle Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, womit er ihr jeden Wunsch von den Augen ablas, die aus allen seinen Handlungen herausleuchtende unwandelbare Treue und Anhänglichkeit und den angeborenen Takt. Andererseits entsprachen die leichtere, ungezwungene Beweglichkeit Zumsteins, seine grössere Eleganz und seine feineren Umgangsformen, im Vergleich zu dem etwas ungehobelten Natur-

burschentum des andern, ihrem französischen Wesen besser. Hinsichtlich des Charakters Zumsteins aber war sie sich durchaus im Unklaren.

Aeusserlich liess sie sich von dem, was sie im Innersten bewegte, nichts anmerken. Sie gab sich rückhaltlos dem wohlthuenden Gefühle schönen Geborgenseins gegenüber Gerwer hin und zugleich dem Reize der Ergründung des Rätsels, das Zumstein ihr aufgab, in der ganz richtigen Meinung, dass die Zeit den Zwispalt der Gefühle, in dem sie sich befand, schon abklären und eine Entscheidung vorderhand nicht so rasch an sie herantreten werde.

In dem feindlichen Verhältnis der beiden Schulkameraden trat vorerst im Sommer des Jahres 1871 insofern eine wohlthuende Entspannung ein, als Zumstein mit dem ersten September an das Gymnasium der Kantonsschule übersiedelte, Gerwer aber zu gleicher Zeit beim städtischen Dachdeckermeister Kirscher in die Lehre trat.

So wurde Franz wieder „Tätschmeister“, wie man bei uns zu sagen pflegt, und das Gefühl, Jeanne nun ein volles Jahr für sich allein zu haben, machte ihn sofort wieder frei, unbefangenen und so fröhlich, dass diese sich ebenfalls glücklich fühlte.

Tagsüber war nun Gerwer, da er bei seinem Lehrmeister



Alpheuet in Lötschen: „Die Burdine“

auch Kost und Logis bezog, stets von Hause abwesend. Abends aber befand er sich pünktlich so gegen halb sieben Uhr vor dem väterlichen Hause ein, um entweder mit dem Vater plaudernd auf der Hausbank ein Pfeifchen zu rauchen oder ins Giebelzimmer der Duprez hinaufzusteigen, Jeanne bei ihrer Arbeit mit der Mutter zuzuschauen, ihr alle möglichen kleinen Handreichungen zu tun, oder irgendeinen Schabernack mit ihr zu treiben. Oft ging er nun wieder mit seinen gleichaltrigen Kameraden zu einem Spaziergang zum Städtchen hinaus und sang die alten Volkslieder mit, wenn sie strassenbreit, die Arme gegenseitig um die Schultern geschlungen, in den Abend hineinschritten. Am schönsten aber erschienen ihm die Stunden, da er Jeanne zu einer Reussfahrt einladen konnte.

Er kam sich wie ein Märchenprinz vor, wenn er seine Gefährtin im Weidling vom alten Schützenhaus jenseits der Reussbrücke aus, dem Ufer des sanftgleitenden Stromes entlang, flussaufwärts stachelte, um nach Ueberquerung des ersten Stromknies in die waldumsäumte Felsenwildnis der „Oele“ hineinzugleiten, den Nachen hinter irgendeinem der mächtigen Findlinge zu verankern und mit Jeanne hernach von der Höhe eines solchen Felsblockes herab in das Wellenschäumen des hier unruhigen Stromes hinunterzublicken und dem dumpfen Orgelton der Wasserstürze zu lauschen. Und er wusste mit einmal den Namen jenes seltsamen Gefühls, das ihn gegenüber Jeanne beherrschte — es ging ihm die Erleuchtung auf, dass er sie liebte mit der ganzen Keuschheit und Innigkeit seiner langsam erwachenden Junglingsseele. Und er fühlte sich glücklich, wenn er auch sein Geheimnis noch scheu in der Tiefe seines Herzens verschloss und seinen Wünschen gegenüber Jeanne noch nicht Ausdruck zu geben wagte.

So verging der Herbst, und der Winter kam mit all den stillen Heimlichkeiten und Freuden, wie sie in solcher Frische, Natürlichkeit und Schönheit nur ein so kleines, weltabgeschiedenes Nest bieten kann.

Zu diesen Zeiten, wenn alles weit und breit tief verschneit ist, ist unser Städtchen — glauben Sie mir — doppelt schön. Sie sollten es nur einmal gesehen haben. Was eng an ihm ist, ist dann noch enger, kleiner, zusammengeschrumpfter und heimeliger geworden. Die Häuser in den Gassen scheinen einem niedriger geworden zu sein unter den hohen Schneemassen, in denen sie stecken und unter den mächtigen, winterlichen Kappen, die die Dächer tragen.

Derart verträumten auch Jeanne und Franz den langen Winter in eintönigem und doch seltsam schönem und abwechslungsreichem Dahinleben. Tagsüber arbeitete Gerwer in seiner Werkstatt, fabrizierte Schindeln auf Vorrat oder bastelte sonst an irgend etwas mit seinem Beruf Zusammenhängendem herum. Abends aber sass er mit den Duprez am grünen Kachelofen ihres Zimmers, las ihnen wohl unter der Lampe eine alte, versonnene Geschichte aus irgendeinem Kalender vor, oder schwärmte von den heranahenden Wanderjahren, da er die weite Welt durchziehen wollte. Er fühlte sich dabei in seinem durch keinen Nebenbuhler gestörten Gehege so reich, dass er mit keinem König getauscht hätte. Andächtig schaute er dann wohl etwa einmal heimlich seine Gefährtin an, die je länger je mehr aus einem Kinde zu einem gar lieblichen Jungfräulein heranwuchs, und wagte nach einem solchen Blick noch weniger, ihr seine Gedanken und geheimen Wünsche zu offenbaren.

Am Sankt-Niklaustage erschreckte der als Knecht Ruprecht, oder wie man bei uns sagt, als „Schmutzli“ verkleidete Junge seine dieser Gebräuche unkundige Freundin nicht wenig, nahm die Ueberraschte auch wegen ihrer Liebäugelei mit Zumstein — eine Gelegenheit, die der Schlauberger sich nicht entgehen liess — ins Gebet, um sie dann mit einem Hagelschauer von Nüssen, Äpfeln und Orangen zu überschütten und sich ihr lachend zu erkennen zu geben. Er hatte ihr aus seinem ersten Lohn ein sogenanntes „Stammbuch“ gekauft, wie die jungen Mädchen es alle besaßen,

und hatte lange daran herumstudiert, was er ihr wohl als erster hineinschreiben könnte. Aber der grosse, naive Bursche hatte schliesslich nichts anderes gefunden, als den landläufigen Vers, den er mit ungelungenen Schriftzügen eintrug: „Rosen, Tulpen, Nelken — alle Blumen welken — Nur die eine welket nicht — die da heisst: Vergissmeinnicht!“ Sie aber hatte ihm dafür so warm und herzlich die Hand gedrückt, dass er ganz stolz auf sich war.

Dann war noch das Neujahrsfest gekommen, und wieder hatten die Hände der beiden beim gegenseitigen Glückwünschen ineinander geruht. War es Gerwer dabei nur so vorgekommen, als ob der Druck diesmal stärker und wärmer als je gewesen war? Und waren nicht beide, als sie sich in die Augen sahen, auf einmal rot geworden, hatten dann scheu, wie auf verbotenen Wegen ertappt, aneinander vorbeigesehen und die Hände langsam auseinander gelöst?

Wie in einem Rausche war Gerwer jene Neujahrsnacht heim in sein Dachzimmer bei Kirscher gegangen. Ein brennender Wirrwarr von Wünschen, Plänen, Gedanken ging durch seinen Kopf, machte ihn schwindeln und verfolgte ihn noch in unruhigen, beklemmenden und doch wieder eigentümlich beglückenden Träumen im Schlafe bis in den frühen Morgen hinein.

Als der Frühling nahte, war es merkwürdig: Was andere Leute froh machte, das stimmte Gerwer unruhig, wehmütig, ja traurig, so dass Jeannes beobachtende Blicke oft wie fragend an seinem Gesicht hingen und sie selber von dieser seltsamen Gemütsverfassung angesteckt wurde.

Sie fragte ihn auch bald nach der Ursache seines Zustandes. „Was hast du, Franz?“ ging sie ihn eines Abends an und legte die Hand auf seine Schulter.

Er hatte grübelnd und wie über etwas nachsinnend neben ihr gesessen und schreckte bei ihrer Frage wie aus einem Traum erwachend auf.

„Nichts“, wich er aus, und sah zur Seite.

Sie aber gab nicht nach. Sie an seine Schulter schmiegend und ihm von unten herauf in die Augen blickend, bat sie: „Doch, du hast etwas! Sag es nur!“

Da war er plötzlich aufgestanden und stiess heraus: „Ich kann es dir nicht sagen. Das musst du selber wissen!“ Und ohne sie anzublicken, ging er und verliess das Haus.

Nachdenklich, dann leise vor sich hinlächelnd, sass sie noch einen Augenblick, die Hände im Schoss verschränkt, still da, dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Freilich, — sie wusste es, was Franz verstimmte und ihn traurig machte, und dieses Wissen tat ihr wohl und schmeichelte ihr.

Er fürchtete die Heimkehr Zumsteins, dessen kurze Frühlingsferien in der nächsten Zeit begannen. Franz war eifersüchtig, denn er liebte sie. Darüber war sie keinen Augenblick im Zweifel. Schon seit langem nicht mehr, und der Gedanke machte sie froh. Aber er hatte es ihr ja nie gesagt. Wie hätte sie, das Mädchen, denn vor ihm hintreten und ihm sagen können: „Deswegen brauchst du keine Angst zu haben — ich gehöre dir und keinem andern?“

Aber wie gesagt, es beglückte sie, ihn eifersüchtig zu sehen. Und obwohl sie Franz — sie wusste es und gestand es sich — auch liebte, reizte es sie zuerst, diesen eigentümlich anregenden Zustand ihres Verehrers andauern zu lassen und ihn ganz auszukosten.

Dann verwarf sie dieses Vorhaben als etwas Schlechtes, um sich gleich darnach doch vor sich selbst wieder zu entschuldigen, dass sie — von Franz ungefragt — an den Dingen vorderhand ja nichts ändern könne und sie eben gehen lassen musste, wie sie gehn mochten. Und dann vertiefte sie sich, wie früher schon oft, in vergleichende Betrachtungen der beiden jungen Männer, zwischen denen sie — wieder war der Gedanke da — sich vielleicht bald zu entscheiden haben würde.

Abdrucksrecht Schweizer Feuilleton-Dienst

(Fortsetzung folgt)